

LGPT* bei der Polizei

Ob schwul, lesbisch, „trans“ oder einfach an der Sache interessiert – die Gay-Cops Austria sind Anlaufstelle für Fragen zum Thema LGBT*

Wie soll man mit einem Kollegen umgehen, der sich als homosexuell outet? Mit einer – vermeintlichen – „Kollegin“, der ein Bart zu wachsen beginnt? Die Antwort: ganz normal. Dass es sich in der Praxis oft als nicht so einfach herausstellt, wissen natürlich auch die Betroffenen. Ist es diskriminierend, wenn man einen Schwulenwitz erzählt? Kränkt es den Herrn Inspektor, der früher als „Frau Inspektor“ angeredet worden ist, wenn einem ein „sie“ statt einem „er“ herausrutscht? Fragen über Fragen, die sich viele nicht zu stellen trauen, weil Unsicherheit und fehlende oder falsche Informationen den Umgang mit Menschen, die man als „anders“ empfindet, erschweren.

Die *Gay-Cops Austria* sind nicht nur Anlaufstelle für die Betroffenen selbst, sondern haben sich auch die Aufgabe gestellt, all diese – häufig unausgesprochenen – Fragen zu beantworten. Das beginnt schon bei der richtigen Interpretation der Abkürzung „LGBT*“. L für „lesbian“ und G für „gay“ ist den meisten mittlerweile ein Begriff, B für „bisexuell“ geht auch gerade noch. Aber warum diejenigen, für die das „T“ steht, „transgender“ gegenüber „transsexuell“ bevorzugen, und wodurch sie sich von Transvestiten unterscheiden, ist den meisten schon nicht mehr so klar.

Dass sich das, was als „normal“ angesehen wird, innerhalb eines Berufslebens grundlegend verändern kann, hat Bezirksinspektorin Christina Gabriel während ihrer beruflichen Laufbahn selbst miterlebt. Die seit



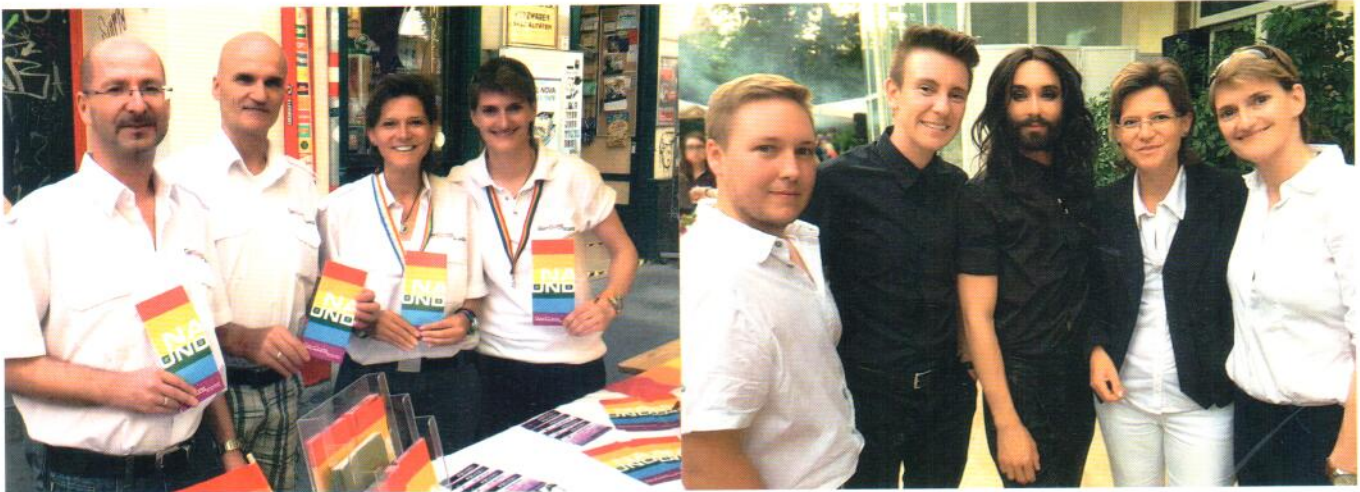
Christina Gabriel: „Ob und wann man sich outen soll, hängt von vielen äußeren und inneren Faktoren ab.“

2006 im Landeskriminalamt Wien in der Sucht- und Gewaltprävention tätige Beamtin, Obmann-Stellvertreterin bei den *Gay-Cops Austria*, war eine der ersten Frauen bei der Wiener Polizei. „1992 bin ich frisch von der Handelsakademie zur Polizei gekommen, da war ich den damals noch sehr rauen Umgangston nicht gewohnt. Es sind sogar Unterschriften dagegen gesammelt worden, dass eine Frau in die Dienststelle kommt“, erinnert sich die Kriminalbeamtin.

Hart genug? Diese Ablehnung sei die Folge von Vorurteilen gewesen, sagt Gabriel, manche Kollegen hätten geglaubt, Polizistinnen würden sich weigern, bei Regen in den Außendienst

zu gehen. Jetzt haben LGBT* mit in der Bevölkerung – und damit auch in der Exekutive – verbreiteten Klischees zu kämpfen. Etwa, dass Schwule nicht „hart“ genug für den Polizeidienst seien, oder dass sie im Dienst sexuelle Annäherungsversuche unternehmen würden. Die Betroffenen werden manchmal behandelt, als hätten sie eine ansteckende Krankheit: Man verweigert ihnen den Handschlag oder will nicht mit ihnen im Streifenwagen fahren.

Solche Vorkommnisse sind zum Glück seltener geworden. Gabriel, die lesbische Kriminalbeamtin, und der „Transmann“ Inspektor Marek Wimberger vom Erkennungsdienst im Landeskriminalamt wollen zu dieser er-



Mitglieder der „Gay-Cops Austria“ beim Straßenfest „andersrum“ mit der Sängerin Chonchita Wurst.

freulichen Entwicklung weiter beitragen, indem sie von ihren persönlichen Erfahrungen erzählen – von der Zeit, als sie ihr „Andersein“ noch versteckt haben über das Coming-out bis zur derzeitigen Situation, in der sich beide in ihrem beruflichen Umfeld akzeptiert fühlen. Eine generelle Empfehlung, sich besser heute als morgen öffentlich zu ihrer „LGBT*-Identität“ zu bekennen, will Christina Gabriel allerdings nicht abgeben: „Ob und wann man sich outen soll, hängt von vielen äußeren und inneren Faktoren ab.“

Hilfreich sei der Austausch mit anderen Betroffenen, sagt Gabriel. Diese findet man bei den *Gay-Cops Austria*, aber vielleicht sogar in der eigenen Dienststelle, wenn man vorsichtig gewisse Themen anspricht oder bei Gesprächen darüber die Ohren offen hält. Dabei erfährt man auch, wie die Kolleginnen und Kollegen dazu stehen – etwa bei Kommentaren über eine Transgender-Person, die sich in einer Talkshow vorgestellt hat, oder über in einem Zeitungsartikel erwähnte gleichgeschlechtliche Partnerschaften. Mit einer positiven Reaktion ist bei Vorgesetzten zu rechnen, die generell dazu ermuntern, sich bei einem Problem an sie zu wenden. „Zwangsoutings“ wegen brodelnder Gerüchteküche können dagegen ziemlich in die Hose gehen.

Eine Erleichterung. Aus Rücksicht auf ihre damalige Partnerin – eine Kollegin, die in ihrer Dienststelle mit vielen Vorurteilen konfrontiert war – verschob Gabriel ihr Coming-out. Nach Ende der Beziehung erfuhr als Erste ihre Chefin von Gabriels sexueller Orientierung, danach bei unterschiedlichen Gelegenheiten ihre Kolleginnen und Kollegen. „Es war eine Erleichterung, sich nicht mehr verstellen müssen, etwa wenn es darum gegangen ist, von Wochenenden oder vom Urlaub zu erzählen“, erinnert sich die Kriminalbeamtin. Mittlerweile ist das zehn Jahre her und Bedenken wegen eines Karriereknicks haben sich als unbegründet herausgestellt. In der Prävention, wo sie „nur positive Erfahrungen“ gemacht habe, hätten „LGBT*“ es leichter, nimmt Gabriel an.

Marek Wimberger outete sich 2015 vor einer Kollegin seiner Polizeiinspektion. „Das war nach einem langen Dienst bei einem Bier“, erzählt der Inspektor. „Wir haben durch Zufall über eine Transfrau in ihrem Freundeskreis geredet, die beim Bundesheer ist. Meine Kollegin hat mir gleich Unterstützung beim Outing vor der Dienstgruppe und vor meinen Chefs zugesagt.“ Dieses brachte Wimberger im Jänner 2016 hinter sich, kurz vor seiner Namens-

und Personenstandsänderung. Anders als Schwule oder Lesben, die ihre sexuelle Orientierung – mit viel Kraftaufwand – geheim halten können, funktioniert das bei Transmännern nicht mehr. „wenn man endlich mit richtigen Pronomen und Namen angesprochen werden will, Hormone nimmt, der Bart zu wachsen anfängt und die Stimme tiefer wird“.

Das ging bei Wimberger, laut Eigendefinition „als Mann mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen geboren“, sehr rasch. Bereits vor der Hormontherapie hatte er einen hohen Testosteronspiegel und einen leichten Bartwuchs. In der Polizeischule und später im Kollegenkreis tippte man aus

Zwangsoutings
können ziemlich in
die Hose gehen

diesem Grund sowie wegen des Kurzhaarschnitts und des „männlichen“ Hobbys Fußball darauf, dass Wimberger „anders“ sei. „Eine Kampflesbe“, lacht der Inspektor.

„Lesbisch oder schwul sein, das ist in den Köpfen ja schon drinnen, aber an ‚trans‘ denkt keiner.“

Ein Spind bei den Männern. Eine Woche nach dem Outing fragte Wimberger, ob er einen Spind bei den Männern beziehen könne, bekam aber den Vernehmungsraum zum Umziehen vorgeschlagen. Der Kommandant des Stadtpolizeikommandos bot Wimberg-

er eine Versetzung an. Beide – alles andere als erhofften – Reaktionen führt er nicht auf eine Ablehnung von „Transpersonen“ zurück, sondern auf fehlende Information und den Irrglauben, die ehemalige „Polizistin“ vor ihren männlichen Kollegen „beschützen“ zu müssen. Diese wiederum halfen Wimberger gerne, seine Sachen schließlich doch in einen Spind bei den Männern umzuräumen. Einen positiven Einfluss habe die Akzeptanz seines direkten Vorgesetzten, eines „gestandenen Mannsbilds“ gehabt.

In der Folge war Wimberger immer wieder mit neugierigen Fragen konfrontiert, die manchmal im wahrsten Sinn des Wortes unter die Gürtellinie zielten. „Wenn wer fragt: ‚Und, hast du was in der Hose?‘, habe ich ein Problem damit; wenn einer wissen will, wie das mit der Operation ist, dann nicht“, stellt Wimberger fest, dem es auch nichts ausmacht, bei ehrlichem Interesse zu erklären, wie ein „Penoid“ funktioniert. Nicht, ohne dazuzusagen, dass sich nicht jeder „Transmann“ eine Penisplastik machen lässt und dass die Geschlechtsidentität weder davon abhängt, noch von einer bestimmten sexuellen Orientierung. Daher sei „transgender“ auch passender als „transsexuell“. Ein Transvestit dagegen trage nur die Kleidung des anderen Geschlechts.

Mit der Kleidung hatte Wimberger schon in der Polizeischule seine Not: Eine Uniform für Männer durfte er „nicht einmal anprobieren“, der weibliche zu knapp bemessene Schnitt passte ihm schon damals nicht richtig. Warum er später auch in der männlichen Uniform nicht sonderlich glücklich war, lag daran, dass ihn selbst zu einem Zeitpunkt, als ihn in Privatkleidung gut 90 Prozent als Mann ansprachen, in Uniform neun von zehn Bürgern für eine Frau hielten. Der Waffengurt betont die Hüften, vermutet Wimberger, der als Inspektor beim Erkennungsdienst mittlerweile Zivilkleidung trägt – und eindeutig männlich aussieht.



Marek Wimberger: „Als Mann mit weiblichen Geschlechtsmerkmalen geboren.“

Ansprechpartner. Gabriel hält es für wichtig, dass „LGBT*“ spezielle Ansprechpartner bei der Polizei haben, die entweder selbst aus der „Community“ kommen oder in dieser Erfahrungen gemacht haben. Die Aufgabe dieser Ansprechpersonen besteht einerseits darin, ihre Kolleginnen und Kollegen zu schulen, andererseits sollen sie das Vertrauen von „LGBT*“ in die Polizei stärken und sie mit Informationen versorgen. Die Kriminalbeamtin Gabriel hat speziell im rechtlichen Bereich Informationsdefizite festgestellt, die verhindern, dass Betroffene Anzeige erstatten: „Manche glauben, dass man bezahlen muss, wenn man die Polizei ruft, und der Täterin bzw. dem Täter keine Straftat nachweisbar ist.“

Nicht immer stehen Vorurteile hinter der Gewalt gegen „LGBT*“, häufig handelt es sich – wie bei heterosex-

uellen Paaren – um Beziehungstaten. Gabriel rät ihren Kolleginnen und Kollegen, bei häuslicher Gewalt ganz genau hinzuschauen: „Lesbische Beziehungen sind oft sehr symbiotisch, da kann man die Rollen von Täterin und Opfer nicht so leicht trennen. Bei Einsätzen ist es manchmal unklar, wen man wegweisen muss. Man darf sich dabei nicht von Vorurteilen leiten lassen – nicht immer muss die Frau im Holzfällerhemd die Täterin und die geschminkte Frau das Opfer sein.“ Bei nicht geouteten „LGBT*“ droht die Täterin bzw. der Täter mitunter, das Opfer im Fall einer Anzeige bei Familie und Arbeitgeber zu outen.

Dass Kolleginnen oder Kollegen bei Einsätzen ihre Abneigung gegenüber „LGBT*“ offen zeigen, kommt laut Gabriel kaum vor. Unschwellig schwingen gewisse Einstellungen allerdings mit und tragen dazu bei, dass Opfer das Gefühl haben, nicht ernst genommen zu werden – außer, die Spuren der Gewalt sind offensichtlich. Nachher im Funkwagen könne man aber durchaus Kommentare über Schwule hören wie: „Hast du gesehen, wie der Typ angeschaut hat? Kein Wunder, dass der gedroschen worden ist“, sagt die Kriminalbeamtin. Dass das selbst betroffenen Kolleginnen und Kollegen nahe geht, ist nicht verwunderlich.

Wenn Gabriel gefragt wird, wie man als „LGBT*“ reagieren soll, rät sie zu einer ähnlichen Strategie wie bei Mobbing: sich nicht überempfindlich zeigen, aber klare Grenzen setzen und ansprechen, wie es einem geht, wenn jemand Witze über Schwule reißt oder abfällig über „Transpersonen“ spricht. Als letztes Mittel solle man auf die Gesetze verweisen, was aber „schlecht fürs Arbeitsklima“ sei. Nicht unbegründet fürchten „LGBT*“, es könnte auf sie zurückfallen, wenn eine Kollegin oder ein Kollege ein Disziplinarverfahren bekommt. Keine böse Absicht ortet Wimberger bei der vor allem unter Jüngeren üblichen Verwendung des Wortes „schwul“ als ab-